

Zeitschrift: Schweizerische pädagogische Zeitschrift
Band: 32 (1922)
Heft: 1

Artikel: Phobie eines sechsjährigen Knaben
Autor: Oberholzer, E.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-788851>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

landwirtschaftliche Unterricht durch Buchhaltung, Stenographie und Maschinenschreiben ersetzt werden. So wird der Versuch gemacht, die Ausbildung des Lehrers mehr und mehr den lokalen Verhältnissen seines künftigen Wirkungskreises anzupassen und sein Verhältnis zur Bevölkerung seiner Gemeinde möglichst herzlich zu gestalten. Wer sich die Schwierigkeiten vergegenwärtigt, mit denen die unglückliche Titelheldin in L. Frapiés Roman *l'Institutrice* zu kämpfen hat, weiss, wie notwendig und wie schwer es für den Lehrer ist, dieses Ideal harmonischen Zusammenwirkens mit der Gemeinde, in der er sein Amt, oft nur für kurze Zeit, ausübt, zu verwirklichen.

Phobie eines sechsjährigen Knaben.

Von Dr. med. E. Oberholzer, Zürich.

Der sechsjährige Otto wird von seiner Mutter wegen einer Reihe von Krankheitserscheinungen meiner Frau in Behandlung gegeben. Er kann abends nicht einschlafen und schreckt zusammen, sobald ein Auto am Hause vorüberfährt. Er könne es nicht anhören, gibt er an, wenn das Auto „hu, hu“ mache. Da bekomme er einfach Angst und fahre auf. Auf der Strasse sucht er die Autos zu meiden und weicht ihnen von ferne aus. Auch darf in seiner Nähe nicht laut gesprochen werden. Das erschrecke ihn und tue ihm weh.

Gleichzeitig hat er eine ausgesprochene Angst vor Hunden, die seinen Angehörigen unerklärlich ist. Wenn er einen Hund nur von ferne sieht, versteckt er sich oder flieht. Wenn er zur Schule muss, wartet er, bis jemand des Weges kommt, den er kennt, oder der ihm Zutrauen einzuflössen scheint. Dann schliesst er sich an, wie wenn er zur betreffenden Person gehörte, und macht seinen Weg unter ihrem Schutz.

Die Mutter klagt ferner über Unarten des Kleinen, die mit der Krankheit aufgetreten und seitdem unverbesserlich geblieben sind. Er duldet weder Schuhe noch Strümpfe und gibt dafür eine Anzahl Gründe, die sichtlich Ausreden und vorgeschoben waren. Um ihm entgegenzukommen, liess ihn die Mutter schliesslich Socken und Sandalen tragen, und damit erklärte er sich zufrieden, wiewohl sein Wunsch gewesen war, barfuss gehen zu dürfen. Aber jetzt fällt der Mutter auf, dass der Kleine allabendlich mit ganz staubigen Füßen nach Hause kommt, und eines Tages wird er überrascht, wie er die Fussbekleidung aus dem Schulsack holt und noch rasch im Treppenhaus Toilette macht. Es stellt sich heraus, dass er es schon lange so gehalten hat.

Das in Kürze die Krankheitsgeschichte des Kleinen, der indessen nichts Wesentliches ermangelt.

Die Mutter war anfänglich geneigt, die Angst vor den Hunden auf ein Erlebnis des Kleinen zurückzuführen, der seinerzeit von einem riesenhaften Bernhardiner zu Boden geworfen worden war. Sie

folgte darin einer sehr gangbaren Anschauung, die im sogenannten Schrecken gerne den Ursprung nervöser Leiden sieht und sich oft genug zum Schaden des Kindes bei der Berufung auf solche Vorkommnisse zu versteifen beliebt. Später ist ihr jedoch selbst eingefallen, dass sich an jenen Überfall unmittelbar gar keine Folgen knüpften, dass sich die Angst erst nach einer Zwischenzeit von 1½ Jahren entwickelte, als der Bub fünfjährig war. Bis dahin hatte er trotz jener Begebenheit Hunde sehr gern behalten.

Hören wir, was die Behandlung des Kleinen ergeben hat. Otto war schon seit einiger Zeit zur Onanie gelangt. Er fühlte, dass es nicht recht sei, wusste, dass er etwas Verbotenes tue und fürchtete die Entdeckung durch die Eltern. Eines Tages — diesmal war er unschuldig, er hatte nicht onaniert — kam er ins Zimmer und hatte die Hose offen. Der Vater herrschte ihn an, das sei keine Art, es sei ungehörig, mit offener Hose herumzulaufen, er werde noch erleben, dass ihm ein Hund das „Schnäbeli“ abbeisse. Da kam grosse Angst über ihn. Schon vorher hatte er gehört, ein böser Hund habe einem Buben in die Ferse gebissen. Da dachte er sich, es sei besser, wenn ihn der Hund an der Ferse packe und — er lief barfuss, um den Hunden diesen Körperteil darzubieten.

Sein etwa zehn Jahre älterer Bruder, Gymnasiast, ist, wie er meint, furchtbar gescheit. „Der Werner, der weiss alles und ist so furchtbar grob.“ Der Bruder machte in jener Zeit den Stimmbruch durch und sprach manchmal mit tiefer, rauher Stimme. Werner ertappte ihn einmal beim Onanieren und fuhr ihn an: „hu, hu“, wie ein „böses“ Auto. Werner sagte ihm sehr viel damals, was er nicht recht verstehen konnte, etwas Grässliches, das kommen müsse, wenn man mit dem „Schnäbeli“ zu schaffen hat, und Werner weiss ja alles, ist so gescheit und geht ins Gymnasium. Zu dieser Drohung hat sich später die des Vaters hinzugesellt, die vom Schuldbewusstsein des Kleinen momentan auf die Onanie bezogen wurde.

So hatte die rätselhafte Angst vor dem Auto und die unerklärliche Unart, die der Kleine plötzlich angenommen hätte, der angestrebte Verzicht auf Strumpf und Schuh, in ebenso einfacher wie durchsichtiger Weise ihre Aufklärung erfahren. Ich habe versucht, mich möglichst an den Text zu halten und etwas von dem Eindruck wiederzugeben, den Aussagen im Kindermund machen. Aber mühsam genug, nicht etwa mit einem Male, sondern im Verlaufe längerer Zeit, erst als des Buben Vertrauen in vollem Umfang gewonnen und damit sein Mut gewachsen war, hatte er das Ganze preisgegeben. Damit war der Weg zur Heilung aufgeschlossen. Er musste darin bestehen, die Autorität des grossen Bruders zu zerstören. Auch musste der Kleine, der sich seit dem Zusammenstoss mit dem Vater keine Gelegenheit hatte entgehen lassen, nach den Genitalien seiner Kameraden zu spähen, schliesslich zugestehen, dass er noch kein abgebissenes „Schnäbeli“ gesehen hat. Und doch genügte das noch immer nicht. Noch stand die Drohung des Vaters im Wege, und es blieb nichts übrig, als den Vater widerrufen zu lassen und dem Kleinen

die Erklärung abzugeben, dass jene Drohung nichts mehr als ein schlechter Scherz gewesen, da in Wirklichkeit nichts derartiges geschehe. Da kam der Kleine langsam ins Gleichgewicht und heute hat die Angst vor Hund und Auto aufgehört. Alle früheren Versuche, ihn zu beruhigen, hatten scheitern müssen und sich vergeblich abgemüht, da ihnen die erforderliche Unterlage fehlte, nämlich da anzusetzen, wo es nötig war.

Was lehrt die Beobachtung? Nichts mehr und nichts weniger, als wie verhängnisvoll dem Kinde die offene oder versteckte Drohung werden kann, die den Verlust des Genitale zum Inhalt hat. Das Kind liebt sein Genitale und legt ihm eine Bedeutung bei, wie kaum einem anderen Körperteil. Unser Kleiner hat davon beredtes Zeugnis abgelegt: er war bereit, die Ferse zu opfern, um den anderen Teil zu retten. Bevor die elterliche Autorität im Laufe der Jahre langsam erschüttert wird, sieht das Kind in seinen Eltern über lange Zeit lauter Allmacht und Unfehlbarkeit. Sie sind es, die in seinen Augen alles können. Man denke an den kleinen Buben, dem der Vater einen vorübersausenden Schnellzug zeigt, und der dann den Vater bittet, es sei so schön gewesen, er möchte einen zweiten kommen lassen. Und wenn die elterliche Autorität nicht genügt, da holt sich der kleine Bub am Mädchen eines Tages die Bestätigung, dass das Genitale wirklich fehlen kann und zögert nicht, das Zeugnis seiner Sinne zu verleugnen. Er nimmt an, dass das Mädchen das Genitale verloren hat oder tröstet es, dass „es“ noch wachsen werde. Auf diesem Wege wird die Entdeckung der Geschlechtsdifferenz oft zum Ausgang grosser Not, oft für beide Teile, denn das Mädchen teilt nicht selten jenen Schluss und bemüht sich dann, im Spiel das fehlende Organ zu ersetzen oder bei den körperlichen Verrichtungen es den Buben gleich zu tun. Die Not wird weiterhin dadurch gesteigert und treibt das Kind der Neurose in die Arme, dass es, was zumeist zu geschehen pflegt, das Erschaute sorgsam in sich verschliesst. Es hat gelernt, dass sündig und verfehmt ist, was mit den Sexualorganen und dem Geschlecht zusammenhängt. Damit ist ihm der Weg gesperrt, sich seinen Nächsten zu eröffnen.

In unserem Falle legten sich die Drohung des älteren Bruders, der dem Kleinen eine überragende Respektsperson geworden war, mit der des Vaters zusammen. Seine Bestätigung fand er im Wissen, dass böse Hunde beißen können, und dass ein solcher einem Buben in die Ferse gebissen hatte. Das machte ihn zugleich erfinderisch. Er offerierte den gefürchteten Hunden seine Ferse, um den wichtigeren Körperteil zu retten, und wollte deshalb keine Schuhe und keine Strümpfe tragen. Er hatte ein Mittel gefunden, das ihm den unschätzbaren Vorteil brachte, die Angst vor der Kastration herabzusetzen, da die Angst um den Verlust der Ferse ein vielfaches geringer war. Er ist nach dem Rezept mancher Zaubermittel verfahren, mit denen sich der Wilde vor Gefahren schützt und von denen sich Überreste in mancherlei Aberglauben bis auf den heutigen Tag auch bei uns forterhalten haben. Davon hatte der Kleine natürlich keine

Kenntnis. Es ist die Identität der seelischen Vorgänge, die beim Abergläubischen, beim Wilden und bei unserem Kleinen diese Gleichartigkeit der Praktiken bedingen.

Wie vor den Hunden, so suchte sich der Kleine vor den Autos zu schützen. Er suchte sie zu meiden und ist ihnen von ferne ausgewichen. Auf dem Wege der Verschiebung, längs eines einfachen Zusammenhanges, hatte sich die Angst vom Bruder auf das Auto übertragen. Dieser hatte eine rauhe, tiefe Stimme (Stimmbruch) und ihn damals „hu, hu“, wie ein „böses“ Auto angefahren. So ward ihm letzteres gleichfalls zum Schreckgespenst, das ihn bedrohte. In gleicher Weise werden Angst und andere Affekte häufig an bestimmte Objekte und Situationen gebunden, mit denen sie dann fest verlötet bleiben. Es ist derselbe Mechanismus der Affektverschiebung, wenn sich ein Mädchen in der Vorpubertät plötzlich mit den schwersten Vorwürfen über unzulängliche Arbeitsleistung überschüttet, darin fortfährt, wiewohl alle, die sie kennen, ihr versichern können, dass sich nichts verändert hat und die Untersuchung nachzuweisen vermag, dass jene Selbstvorwürfe ihre Wurzel aus dem Schuldgefühl voraufgegangener Onanie beziehen. Diesem Mädchen war der Zusammenhang völlig unbekannt geblieben. Sich selbst überlassen, wäre wohl auch bei unserem Kleinen die Drohung des Vaters, die der Onanie gegolten, dem Bewusstsein allmählich entschwunden, und das Auto hätte im Laufe der Zeit die vollständige Ersetzung übernehmen können. Es hätte dann eventuell längerer psychoanalytischer Bemühung bedurft, den Zusammenhang im Bewusstsein wieder herzustellen.

Das Bestreben, das Angstobjekt zu meiden, um die Angstentbindung zu umgehen, die regelmässig vom Ersatz ausgeht, ist die eigentliche Phobie. Wir wissen, unser Kleiner verfuhr ebenso und wo es nicht ging, da verstand er sich in anderer Weise zu helfen. Auf dem Schulwege stellte er sich in den Schutz Erwachsener. Wenn ihnen dann ein Hund begegnete, ist die Angst ausgeblieben oder war doch stark herabgesetzt.

Aus unveröffentlichten Briefen des Schulreformators Thomas Scherr.

I.

Wir bringen in der Folge einige Auszüge aus bisher noch nicht veröffentlichten Briefen des zürcherischen Schulreformators Thomas Scherr, die an B. Steinmann in St. Gallen gerichtet sind. Scherr stand mit der Familie des Regierungsrats Steinmann vom Jahre 1829 an, da er an der Blindenanstalt in Zürich wirkte, bis zu seinem Tode in den freundschaftlichsten Beziehungen. Zum bessern Verständnis der Briefe sei daran erinnert, dass Scherr im Jahre 1825 aus Württemberg als Lehrer an die Blindenanstalt in Zürich kam, sich an der Reorganisation des zürcherischen Schulwesens lebhaft beteiligte, in den Erziehungsrat gewählt und 1832